

Petra Heinrichs

Von Muttersprachen und Mutterzungen, Sprachmüttern und Großvatersprachen – Reflexionen über Sprache bei Yoko Tawada, Emine Sevgi Özdamar und Zafer Şenocak

1. Von Muttersprachen und Mutterzungen: Annäherungen an das grammatische Geschlecht

In dem kurzen Erzähltext Yoko Tawadas *Von der Muttersprache zur Mutterzunge*, erstmalig 1994 erschienen, erzählt eine Frau, die Japanisch als Herkunftssprache spricht, davon, wie sie sich nach und nach die deutsche Sprache aneignet. Als sie einen Bürojob antritt, beherrscht sie Deutsch bereits fließend. Zunächst erscheinen die deutsche und japanische Büroumgebung vergleichbar; hier wie dort von Schreibzeug umgeben, unterscheiden sie sich äußerlich kaum voneinander. Dennoch erlebt die Erzählerin im neuen Büroalltag „eine Kette rätselhafter Szenen.“ (Tawada: 9). In der Folge werden Prozesse des deutschen Spracherwerbs spielerisch und mit einer Distanz, die sie bezogen auf ihre Muttersprache nicht kennt, inszeniert: „In der Muttersprache sind die Worte den Menschen angeheftet, so daß man selten spielerische Freude an der Sprache empfinden kann“ (Tawada: 15).

Es findet zunächst eine Entfremdung zwischen der Erzählerin und dem bezeichneten Gegenstand statt, sobald dieser beispielsweise nicht mehr „Enpitsu“ sondern „Bleistift“ heißt (Tawada: 9). Durch diese unterschiedliche Bezeichnungspraxis erscheint der Gegenstand plötzlich wie neu. Der Erzählerin wird erstmalig bewusst, dass „die Beziehung zwischen mir und meinem Bleistift eine sprachliche war“ (Tawada: 9). Außerdem erlebt sie, dass, anders als im Japanischen, in der deutschen Sprache ein Gegenstand personifiziert werden kann. Das ist ihr fremd. Zugleich kommt ihr der Bleistift, über den die Büro-Kollegin schimpft, durch diese Personifizierung „plötzlich merkwürdig lebendig vor“ (Tawada: 10). Diese Wahrnehmung führt dazu, dass die Erzählerin später selbst in eine vitale körperliche Beziehung zu einzelnen Bürogegenständen tritt, um sich eines zentralen Problems beim Erwerb der deutschen Sprache anzunehmen:

Von Muttersprachen und Mutterzungen, Sprachmüttern und Großvatersprachen – Reflexionen über Sprache bei Yoko Tawada, Emine Sevgi Özdamar und Zafer Şenocak

„Es machte mir viel Mühe, das grammatische Geschlecht eines deutschen Wortes zu lernen. Ich vergaß es sofort, als hätte es gar keine Beziehung zu dem Wort.“ (Tawada: 11).

Das nachfolgende Gedicht „Ich weiß nicht, warum“ von Walter Petri (mit neuer Rechtschreibung und zusätzlicher Zeichensetzung versehen von P. H.) thematisiert dieses komplexe Kapitel beim Erwerb von Deutsch als Fremd- und Zweitsprache, das Genus.

Ich weiß nicht, warum

*Ich weiß nicht, warum,
ich weiß nicht den Grund,
männlich in unserer Sprache
ist der Baum,
ist der Mond,
der Mund,
der Stern ist's, der Traum,
der Regen,
Himmel und See, der Blick
eines Kindes,
der Brief, der Wald, der Kuss
und keiner kann erklären,
warum dein schöner Faltenrock
grammatisch männlich sein muss.*

Im Gedicht geht es um die Frage, warum ein bestimmtes Wort ein bestimmtes Genus aufweist. Der Mond beispielsweise ist in den meisten Sprachen und Kulturen weiblich konnotiert. Warum ist er im Deutschen grammatisch maskulin? Und warum, so die abschließende Ironie der beiden letzten Verse, ist der in Westeuropa in der Regel eher von Frauen als von Männern getragene Faltenrock gleichfalls maskulin?

Ogleich die Linguistik die Regelmäßigkeit der Genusbildung samt Ausnahmen vielfältig erfasst hat, eignen sich DaF- und DaZ-Lernende auf eine explizit-

deduktive Weise die Sprache selbst oft nur bedingt an. Gerade für diejenigen, in deren Herkunftssprache kein Genus gebraucht wird, stellt das Erlernen des zum Wort gehörigen Geschlechts oftmals ein Problem dar. In *Einmal Hans mit scharfer Soße* wird das am Beispiel der Mutter einer 33-jährigen Journalistin, die aus ihrem Leben und dem ihrer Familie plaudert, thematisiert. Geboren in der Türkei, durchläuft sie im Ruhrgebiet und später in Hamburg erfolgreich Schule, Studium und Karriere, ist deutsche Passbesitzerin und auf der Suche nach ihrem „zukünftigen Hans“. Klischees über TürkInnen und Deutsche werden aufgerufen, ironisch gebrochen und manchmal auch bestätigt. Die weniger gebildete Mutter meint zum Genussgebrauch des Deutschen, „es sei Unsinn, aus allen Dingen Männer und Frauen zu machen, und fragt, ob sie tatsächlich nötig seien, weil sie bisher jeder verstanden hätte, wenn sie sagte: »Wenn Essen auf Tisch, alle viel freuen«“ (Akyün: 17).

Um sich verständlich zu machen, ist die Kenntnis des Genus samt entsprechender Deklination tatsächlich keine notwendige Bedingung, wohl aber Grundvoraussetzung für das Verstehen und Produzieren von Texten. Alltagssprachliche Kompetenzen können vergleichsweise schnell und ungesteuert (in durchschnittlich ca. 1-2 Jahren) erworben werden. Schwierigkeiten, wie Tawada sie beschreibt, zeigen sich hingegen beim Erwerb der Bildungssprache, der eines sehr viel längeren Zeitraums (ca. 7-10 Jahre oder länger) bedarf. Bildungssprache ist sowohl im mündlichen als auch im schriftlichen Sprachgebrauch konzeptionell schriftlich orientiert (vgl. Cummins 1980; Heinrichs 2017). Anders als im Sprachunterricht, der das umfassende Kapitel des Genus mehr oder weniger erfolgreich, einpaukt‘ oder Wege der impliziten Grammatikvermittlung beschreitet, findet die Ich-Erzählerin in „Von der Muttersprache zur Mutterzunge“ in ihrem bildungssprachlichen Spracherwerbsprozess einen ganz anderen, dritten Weg.

Nachdem die im Deutschen andere Bezeichnungspraxis zunächst zu Distanz und Entfremdung geführt hatte, bemächtigt sich die Erzählerin der Gegenstände mittels der deutschen Sprache auf mimetische Art und Weise. Rief die Personifikation des Bleistifts seitens der Kollegin anfangs Irritation hervor, so benutzt die Protagonistin diese Strategie nun, um mit dem grammatischen Geschlecht, das sie aufgrund ihrer Herkunftssprache befremdet, in einen zwischenmenschlichen Kontakt zu treten. Ein Gegenstand im Maskulinum wird durch sein grammatikalisches Geschlecht von der Erzählerin fortan als männlich sexualisiert. Wenn die Erzählerin einen Füller sieht, versucht sie ihn wie „ein männliches Wesen zu spüren und zwar nicht im Kopf, sondern mit meinem

Gefühl“. So bekommt die Erzählerin „einen neuen Blick“ auf die sie umgebende deutsche Alltagswelt, alle Gegenstände werden durch ihr grammatisches Geschlecht als phallisch identifiziert: „der Bleistift, der Kugelschreiber, der Füller – die männlichen Gestalten lagen da und standen wieder männlich auf, wenn ich sie in die Hand nahm“. (Tawada: 12)

Durch mehrfache Wiederholung dieser neuen Bezeichnungs- und Erfahrungspraxis verändert sich der Blick der Erzählerin nicht nur auf die Gegenstände (Tawada: 12), sondern die Gegenstände selbst erfahren eine Veränderung. Sie verwandeln sich zu eigenständigen Wesen, wie die weibliche Schreibmaschine, die für die Erzählerin zur „Sprachmutter“ wird (Tawada: 12f.). Zuvor hatte Schreiben für die Ich-Figur einen Akt der Wiederholung dessen bedeutet, was als Zeichen bereits existierte. Durch die Transformation ihrer Schreibmaschine zur „Sprachmutter“ findet schließlich ein wechselseitiger Prozess statt. Die Protagonistin wird „von der neuen Sprache adoptiert“ und erlebt dadurch „eine zweite Kindheit“ (Tawada: 13). Diese sprachliche Kindheit eines sekundären Spracherwerbs reinszeniert und reflektiert die Erzählerin wiederum mit Hilfe ihrer Muttersprache. Dadurch wird die deutsche Sprache in oftmals ungewohnte und überraschende Bahnen gelenkt.

Solch ein mimetisches Verfahren im Umgang mit vielfältigen Sprachen findet sich auch bei Emine Sevgi Özdamar. In dem Erzählband *Mutterzunge* begibt sich die Erzählerin auf sprachliche Spurensuche, nachdem sie ihre „Mutterzunge“, so der Titel der ersten Erzählung in dem gleichnamigen Erzählband, verloren zu haben glaubt.

Der deutsche Neologismus „Mutterzunge“ speist sich aus einer wörtlichen Übersetzung des türkischen Worts „anadil“, das „Muttersprache“ bedeutet. Es setzt sich aus dem türkischen Wort für Mutter „ana“ und dem Homonym „dil“, das in die deutsche Sprache als „Zunge“ und als „Sprache“ übersetzt werden kann, zusammen. Aus diesem Sprach(en)gemisch entwickelt sich „ein palimpsestartiges Gewebe, in dem die türkische Sprache den Subtext für den deutschen Text bietet“ (Konuk: 91). Dieser beginnt wie folgt:

„In meiner Sprache heißt Zunge: Sprache

Zunge hat keine Knochen, wohin man sie dreht, dreht sie sich dorthin. Ich saß mit meiner gedrehten Zunge in dieser Stadt Berlin. [...] Wenn ich nur wüsste, wann ich meine Mutterzunge verloren habe. Ich und meine Mutter sprachen mal in unserer Mutterzunge.

[...] Ich erinnere mich jetzt an Muttersätze, die sie in ihrer Mutterzunge gesagt hat, nur dann, wenn ich ihre Stimme mir vorstelle, die Sätze kamen in meine Ohren wie eine gut gelernte Fremdsprache.“ (Özdamar: 9)

Kadir Konuk zeigt, dass die „gedrehte Zunge“ (von türkisch *çevirmek*) in der Rückübersetzung ins Türkische auch „übersetzte Sprache“ heißen kann (Konuk: 86). In einer so verstandenen übersetzten Sprache begibt sich die Erzählerin auf Spurensuche.

Dabei geht es allerdings nicht nur um die türkische und deutsche Sprache, sondern auch um implizite und explizite Mehrsprachigkeit. Miteinander ins Spiel gebracht werden Hochsprache und Dialekt, Stadtsprache und Landsprache, Schriftsprache und mündlicher Sprachgebrauch, Arabisch, Osmanisches Türkisch und Gegenwartstürkisch (vgl. Dayıoğlu-Yücel: 144f.) sowie Verbindungen zu europäischen (Schrift-)Sprachen. Eine besondere Bedeutung kommt dabei der Schriftreform in der Türkei zu, als nach der Republikgründung das Arabische, in dem das Osmanische bis dahin verfasst worden war, durch das lateinische Schriftsystem ersetzt wurde. Darum geht es in der Erzählung „Großvaterzunge“.

2. Großvatersprachen: Sprachenvielfalt und kulturelle Hybridität

Die Erzählerin verspricht sich über die Aneignung der Schriftsprache ihres Großvaters einen Weg zurück zu der verloren geglaubten Muttersprache (Özdamar: 14), während sie weiterhin die deutsche Sprache erwirbt und als Schauspielerin an der Ostberliner Volksbühne auftritt.

„Ich werde zum anderen Berlin zurückgehen. Ich werde Arabisch lernen, das war mal unsere Schrift, nach unserem Befreiungskrieg, 1927, verbietet Atatürk die arabische Schrift und die lateinischen Buchstaben kamen, mein Großvater konnte nur arabische Schrift. Ich konnte nur lateinisches Alphabet, das heißt, wenn mein Großvater und ich stumm wären und uns nur mit Schrift was erzählen könnten, könnten wir uns keine Geschichten erzählen. Vielleicht erst zu Großvater zurück, dann kann ich den Weg zu meiner Mutter und Mutterzunge finden.

Inshallah.“ (Özdamar: 14)

Hier trifft die schriftsprachliche Tradition der arabischen Schrift im Osmanischen Reich auf die Oralität des Türkischen im sowohl mündlichen als auch schriftlichen Sprachgebrauch. Spracherwerb geht in diesem Zusammenhang mit einem Prozess der Identitätsfindung bzw. der Entwicklung von Identitäten einher. Er verläuft in unterschiedliche Richtungen, wie er typisch ist für einen mehrfach konnotierten Ort der Migration, den Cornelia Zierau wie folgt beschreibt (Zierau: 79):

„Er ist zum einen Ausgangspunkt für eine Reise in die Vergangenheit, in die Erinnerung und Rekonstruktion der eigenen Herkunft, deren Kontinuität durch kulturelle und nationale Umbrüche gebrochen ist. Darüber hinaus ist er Aufbruch in eine neue Zukunft.“ (Zierau: 79)

Während die Erzählerin dem Verlust ihrer Muttersprache nachgeht und dabei zu immer neuen Sprachen und Sprachverbindungen kommt, verkörpert ihr Arabischlehrer Ibni Abdullah ein unveränderliches Schriftsystem. Spracherwerb funktioniert hier übers Auswendiglernen, über Wiederholung und Rezitation in einem geschlossenen Raum. Die Erzählerin hingegen versucht Sprache zu erinnern, Wörter zu suchen und zu sammeln und insgesamt sprachgestalterisch zu agieren, sodass Kreation und Neuschöpfung entsteht. Als die beiden sich verlieben und Zimmer wie Bett miteinander teilen, entsteht zunächst ein Raum der Verständigung, auch der sprachlichen Vereinigung, die immer auf Deutsch, als gemeinsamer Sprache, stattfindet. Das ändert sich bald. Ibni Abdullah fühlt sich durch die sexuelle Vereinigung davon bedroht, seine Sprache, symbolisiert durch den Raum, in dem er zugleich lebt und Arabisch unterrichtet, verlieren zu können. Der zwischenzeitlich gemeinsame Raum, der sich auch in der sexuellen Verschmelzung manifestiert hatte, wird aufgelöst. Ibni Abdullah verweigert sich der Geliebten körperlich, um erneut persönliche Integrität zu erlangen mit den Worten: „Ich will eine heilige Liebe“. Seinem homogenisierenden Identitätskonzept steht der Wunsch nach dialogischer Vielfalt seitens der Erzählerin gegenüber. In dieser Situation der Trennung ist kein Verstehen mehr möglich. Die Großvatersprache Arabisch kann nicht entschlüsselt, die Sprache ihrer Kindheit auf diese Weise nicht gefunden werden. Zugleich unternimmt die Erzählerin eine „Erinnerungsreise“ (Konuk: 88). Diese betrifft ebenso ihre Kindheit wie die metaphorische Kindheit der Türkei seit der Einführung der Schriftsprache 1927. Durch einen „eklektizistischen Umgang mit Sprachen“ (Zierau: 84) kommen weniger Erinnerungen in der gewünschten sprachlichen und/oder kulturellen Reinform zustande, sondern hybride Schreibbewegungen,

einer Erzählerin, die sich nicht länger sprachlich entwurzelt fühlt, sondern die Sprache zu ihrer eigentlichen Profession erklärt. Auf die Frage, was sie in Deutschland mache, antwortet die Erzählerin: „Ich bin eine Wörtersammlerin“ (Özdamar: 48). Diese gleichwohl territoriale wie verbale Verortung lädt dazu ein, „das Verhältnis von Lokalem und Globalem, von Peripherie und Zentrum neu zu überdenken“ (Brunner 184f.).

Von einer sprachlichen und damit einhergehend transnationalen und kulturelle Spurensuche handelt auch der Roman *Gefährliche Verwandtschaft* von Zafer Şenocak, gleichfalls 1998 erschienen. Der Protagonist Sascha Muhteschem, Sohn einer deutsch-jüdischen Mutter und eines türkischen Vaters, kehrt nach längerem Aufenthalt in den USA 1992 nach Deutschland zurück und fühlt sich unwohl im wiedervereinigten Berlin.

Der Erzähler hat nach dem Tod seiner Eltern die Tagebücher seines türkischen Großvaters geerbt. Wie bei Özdamar erscheint „der Großvater als das Geheimnis, das zwischen mir und meiner Herkunft stand. Ich musste sein Geheimnis lüften, um zu mir selbst zu kommen“, (Şenocak: 118) sagt der Erzähler, der anders als Özdamars Protagonistin, des Türkischen nicht mächtig ist. Ebenso wie diese kann er die Schrift des Großvaters nicht lesen. Fremd ist ihm der arabische Text, der manchmal in kyrillische Schrift wechselt.

Şenocak rekurriert hier auf das gleiche historische Kapitel, in dem auch der Verlust der arabischen Großvatersprache bei Özdamar verortet ist, und ergänzt es durch die vorübergehende Abschaffung der kyrillischen Schriftsprache im Russischen, das der Großvater ebenfalls beherrschte. Durch die russische Schriftreform wurde das Kyrillische in den 1920er und 1930er Jahren zugunsten der lateinischen Schrift verdrängt, in den späten 1930er Jahren, also nach dem Tod des Großvaters, jedoch wiedereingeführt. An die kyrillische Schrift erinnert sich der Erzähler aus seiner Kindheit, wenn die Familie von Deutschland aus in die Türkei in die Sommerferien fuhr. Für ihn markiert sie eine Grenze zwischen Vertrautem und Fremdem:

„Die kyrillischen Buchstaben sind für mich eine frühe Erfahrung des Fremden gewesen, auf den langen Autofahrten durch den Balkan. Sie tauchten hinter einer unsichtbaren Grenze auf, an der man unsere Kultur verließ.“ (Şenocak: 13)

Statt die Geschichte seines Großvaters zu „rekonstruieren“, entschließt sich der Erzähler, diese zu „erfinden“ (Şenocak: 38). Er möchte wissen, warum sein

Großvater, kurz bevor er 1936 mit der türkischen Olympiamannschaft Berlin hätte besuchen sollen, auf mysteriöse Weise ums Leben kam. Während er darauf wartet, dass er die Texte, die er nach einigem Zögern beschlossen hat, professionell übersetzen zu lassen, endlich zu lesen vermag, begibt er sich auf Spurensuche. Dabei streift er wie Özdamars Erzählerin einige Kapitel der deutschen und der türkischen Geschichte, insbesondere den Holocaust im Zweiten Weltkrieg und die Ermordung von Armeniern während des Ersten Weltkriegs. Zwischen den historischen Kapiteln gibt es Verbindungslinien, die der Text nur collageartig anreißt. Diese lassen den Titel des Romans auch im Lichte einer Verwandtschaftsbeziehung zwischen der Türkei und Deutschland erscheinen, wodurch der Erzähler Berlin als seine Heimat – oder, je nach Perspektive, seine Identität in Berlin neu entdeckt. An einer zentralen Stelle seiner Entdeckungsreise reflektiert er Identitätsfragen in Analogie zum Mauerfall:

„Ich hatte keine Identität. Damit hatten die Menschen in meiner Umgebung zunehmend Probleme. Es war, als hätte der Fall der Mauer, der Zusammenbruch der alten Ordnung nicht nur eine befreiende Funktion gehabt. Ohne Mauer fühlte ich mich nicht mehr geborgen. Identität ist zum Ersatzbegriff für Geborgenheit geworden. Man fixiert sich, den anderen, seine Herkunft, um Nähen und Distanzen zu bestimmen. Überall konnte man auf unsichtbare Mauern stoßen, die nach dem Fall der Mauer errichtet worden waren. Die Welt war komplizierter geworden, die Welt labyrinthartiger. Früher hätte man sich sorglos dem Spieltrieb hingegen, sich auf Irrwegen wohlfühlt, die Mauer schützte einen vor den Abgrund. Heute achtete jeder auf seinen Schritt. Schon die nächste Begegnung könnte einen aus dem Tritt bringen. Mein Weg würde mich also unweigerlich in die Vergangenheit führen. Ihre Vergegenwärtigung schien mir unvermeidbar.

Plötzlich war ich kein Fremder mehr in Berlin. Ich war hier nicht nur zu Hause. Ich gehörte auch dazu. Ich war einer von vielen Maulwürfen in der Stadt. Wir sorgten dafür, daß der Boden, auf dem die neue Hauptstadt errichtet werden sollte, immer locker und tückisch unfest blieb. „(Şenocak: 47f.)

Die Grabungsarbeiten, die der Roman beschreibt, haben Deleuze/Guattari 1976 in ihrem Essay *Kafka. Für eine kleine Literatur* angeregt, nämlich zu „schreiben wie ein Hund sein Loch buddelt, wie eine Maus ihren Bau gräbt. Dazu ist erst einmal der Ort der eigenen Unterentwicklung zu finden, das eigene Kauderwelsch, die eigene Dritte Welt, die eigene Wüste.“ Sie nehmen dabei eine die Literatur auszeichnende Deterritorialisierung in den Blick. Das sog. Pragerdeutsch, als dessen bekanntester Vertreter Franz Kafka gilt, dient als prominentes Exempel für eine deterritorialisierte Sprache (vgl. Heinrichs 2011: 344ff.). Nach Deleuze/Guattari muss sie sich danach fragen, wie man „der eigenen Sprache eine Literatur abzwängen [kann], die fähig ist, die Sprache auszugraben und sie freizusetzen [...] Wie wird man in der eigenen Sprache Nomade, Fremder, Zigeuner? Kafka sagt: Indem man das Kind aus der Wiege stiehlt, indem man auf einem Seil tanzt.“ (Deleuze/Guattari: 28f.)

3. Fazit und Ausblick: Zur Sprache kommen in sprachlicher Beziehungsarbeit

Dieser Tanz auf einem Seil, der auch einem Sammelband zur sog. Migrantinnen- und Migrantenliteratur seinen Namen verlieh (Fischer/McGowan), gestaltet sich in den besprochenen Texten von Tawada, Özdamar und Şenocak weniger als Drahtseilakt denn als literarisches Spiel mit dem Nomadischen von Sprache und Sprachen. Bezogen auf den (deutschen) Spracherwerb ging es dabei um drei Ebenen:

1. Die Ebene des Worts: Wortbildung und Neologismen durch Sprachvergleich und Sprachentransfer
2. Die Ebene der Grammatik: „Geschlechtliche“ Aneignung durch vielsprachige Bemächtigungsstrategien
3. Die Ebene der Herkunftssprachen: Mehrkulturelle Spurensuche durch deterritorialisierende Grabungsarbeiten

Allen Ebenen gemeinsam ist, dass die Erzählenden eine intensive Beziehungsarbeit mit Sprache(n) eingehen, zunächst, um in Kontakt mit der jeweiligen Fremd- bzw. Zweitsprache zu treten. Der Spracherwerb selbst erscheint im Laufe der Erzählungen aber sekundär, verglichen mit den persönlichen Entwicklungen, zu denen er je Anstoß gibt. Die Reflexion über Sprache führt dazu, dass die Grenzen zwischen Eigenem und Anderem porös werden, sodass in Fluss kommen kann, was zunächst konstant und unveränderlich

erschien. Aus Gefühlen der Entfremdung werden Prozesse der Verfremdung kreiert, aus denen Irritationen in ungewohnte Verschmelzungen überführt werden. Die dadurch bedingte Auflösung von Machtverhältnissen zwischen Sprachen und Kulturen führt zur Sichtbarkeit einer sprachlichen und kulturellen Vielfalt. Das gilt einerseits für diejenigen, die Deutsch als Herkunftssprache sprechen und auf diese Weise Fremdheit in der „angeheftet[en]“ Sprache (Tawada: 15) erfahren dürfen. Für diejenigen, die Deutsch als Zweit- oder Fremdsprache erwerben, sind andererseits Aneignungs- und Ermächtigungsprozesse von Bedeutung, wie Judith Butler sie etwa im Kontext subversiver und paradoxer Wiederholungen beschreibt (Heinrichs 2011: 25ff.). In beiden Fällen werden Sprache(n) und sprachliche Bilder nachhaltig in Bewegung gebracht.

Mit Blick auf den Unterricht mit DaF- und DaZ-Lernenden könnten diese poetologischen Ansätze nicht zuletzt phantasievolle und kreative Anregungen geben, wie sprachliche Beziehungsarbeit aussehen kann, um auf neuen „dritten“ Wegen zur Sprache zu kommen, diese zu reflektieren und zu gestalten. Ein solch dialogischer Prozess birgt das Potenzial, das vermeintlich sprachlich und/oder kulturell fremde Phänomen, mit Wissen und Erfahrung angereichert, zum Eigenen zu transformieren. Das betrifft in der individuellen Biografie sowohl sämtliche Herkunftssprachen, einschließlich Dialekten oder Soziolekten, als auch die Fremd- und Zweitsprachen sowie deren kulturelle, historische und topografische Suberzählungen.

Literaturverzeichnis

- Akyün, Hatice (2005): *Einmal Hans mit scharfer Soße. Leben in zwei Welten*. München. Brunner, Maria E. (2005): *Interkulturell, international, intermedial. Kinder und Jugendliche im Spiegel der Literatur. Reise: Beiträge zur deutschen Literatur*. Hg. v. Manfred Durzak. Bd. 7. Frankfurt a. M. u.a.
- Cummins, James (1980): „*The construct of language proficiency in bilingual education*“. In: *Current Issues in Bilingual Education*. Hg. v. James E. Alatis. Washington, S. 81-103.
- Dayıoğlu-Yücel, Yasemin (2005): *Von der Gastarbeit zur Identitätsarbeit. Integritätsverhandlungen in türkisch-deutschen Texten von Şenocak, Özdamar, Ağaoğlu und Online-Community vaybee!* Göttingen.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (1976): *Kafka. Für eine kleine Literatur*. Frankfurt.
- Fischer, Sabine; Moray, McGowan (Hg.) (1976): *Denn du tanzt auf einem Seil. Positionen deutschsprachiger MigrantInnenliteratur*. Bd. 2. Tübingen.
- Heinrichs, Petra (2011): *Grenzüberschreitungen: Die Türkei im Spiegel deutschsprachiger Literatur. Ver-rückte Topografien von Geschlecht und Nation*. Bielefeld.
- Heinrichs, Petra: „*Sprachliche Bildung im Unterricht aller Fächer*“. In: „*Sprachliche Bildung im Fachunterricht*“. In: *Deutschlernen in mehrsprachigen Klassen – DemeK. Schriftenreihe der Arbeitsstelle Migration*. Hg. v. Petra Heinrichs, Bd. 2. Köln. I. D.
- Konuk, Kadir (2001): *Identitäten im Prozess. Literatur von Autorinnen aus und in der Türkei in deutscher, englischer und türkischer Sprache*. Essen.
- Özdamar, Emine Sevgi (1998): „*Großvater Zunge*“. In: Dies.: *Mutterzunge. Erzählungen*. Köln S. 15-48.
- Petri, Wolfgang (1988): „*Ich weiß nicht warum*“. In: Herfurth, Egbert; Petri, Walter: *Das Derdiedasbuch. Gezeichnete Wortspielereien*. Berlin, S. 8.
- Şenocak, Zafer (2009): *Gefährliche Verwandtschaft*. Roman. Babel Verlag, München [1998].
- Tawada, Yoko (2003): *Talisman*. Konkursbuch, Tübingen [1994].
- Tawada, Yoko (1994): *Von der Muttersprache zur Sprachmutter. Eine Begegnung mit dem Deutschen*. In: NZZ Folio Logo. Sprache, Oktober.
- URL: <http://folio.nzz.ch/1994/oktober/von-der-muttersprache-zur-sprachmutter>
- Zierau, Cornelia (2009): *Wenn Wörter auf Wanderschaft gehen ... Aspekte kultureller, nationaler und geschlechtsspezifischer Differenzen in deutschsprachiger Migrationsliteratur*. Tübingen.